Zu Jean-Pierre Schobingers Pascal-Buch

Autor(en): **Röd, Wolfgang**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy**

Band (Jahr): **38 (1979)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Studia Philosophica 38/1979

WOLFGANG RÖD

Zu Jean-Pierre Schobingers Pascal-Buch[1]

Nach einer Beschreibung und Würdigung des Buches als eines im besten Sinne hermeneutischen Kommentars zu Pascals Schriften über die «geometrische» Methode werden im Anschluss an einige wichtige Stellen Überlegungen vorgelegt, die sich auf die «geometrische», d.h. mathematische, Methode im allgemeinen und die Bedeutung der Ausdrücke ‹Analyse› und ‹Synthese› bei Pascal und im 17. Jahrhundert im besonderen, auf die von Pascal skizzierte, aber als unrealisierbar erkannte «Idealmethode» sowie seinen Begriff der Evidenz, der Unendlichkeit und der Mitte beziehen.

Die Philosophie des 17. Jahrhunderts ist auf weite Strecken vom «Geist der Geometrie» geprägt, für den die Forderung charakteristisch ist, nur solche Behauptungen zuzulassen, die rational begründet werden können. Dass dieser Geist zunächst als «geometrisch» und erst später allgemeiner als «wissenschaftlich» bezeichnet wurde, hängt mit der Tatsache zusammen, dass man ihn in erster Linie in der Geometrie bzw. in der Mathematik im allgmeinen am Werke sah.

Mit dem «Geist der Geometrie», d.h. mit der für die Mathematik und darüber hinaus für die mathematischen Naturwissenschaften, schliesslich auch für die Philosophie, wie sie z.B. Spinoza vorschwebte, charakteristischen Methode, hat sich keiner der Philosophen des 17. Jahrhunderts eindringlicher auseinandergesetzt als B. Pascal in den Abhandlungen ‹De l'esprit de la géométrie› und ‹De l'art de persuader› (zusammengefasst unter dem Titel ‹Réflexions sur la géométrie en général›). Diese beiden Abhandlungen (oder Entwürfe zu Abhandlungen) sind in doppelter Hinsicht beeindruckend: Einmal weil sie eine ebenso kompakte wie gründliche Erörterung der «geometrischen», vornehmlich der axiomatischen, Methode bieten; zum anderen weil sie durch den Kontrast zweier gegenläufiger Intentionen charakterisiert sind, deren eine rationalistisch, deren andere fideistisch genannt werden kann, sofern der rationalistischen Tendenz der Begründung definitiver Erkenntnis die antirationalistische Tendenz der Relativierung, ja der Abwertung der Erkenntnis zugunsten des Glaubens gegenübersteht. Pascals

[1] Jean-Pierre Schobinger: *Blaise Pascals Reflexionen über die Geometrie im allgemeinen: «De l'esprit géométrique» und «De l'art de persuader». Mit deutscher Übersetzung und Kommentar* (Basel/Stuttgart: Schwabe 1974) 522 S. (nebst Beilage: Separatdruck des Textes und der Übersetzung der *Reflexionen*).

Korrespondenz: Prof. Dr. Wolfgang Röd, Technikerstr. 36/16, A-6020 Innsbruck

Abhandlungen fordern daher zu Deutung und Auseinandersetzung geradezu heraus.

Diese Herausforderung hat J.-P. Schobinger angenommen. In einem breit angelegten und detaillierten Kommentar stellt er alle erreichbaren Hilfen zur Erleichterung des Verständnisses und zur Ermöglichung einer Bewertung der schwierigen Pascal-Texte zur Verfügung, indem er sowohl Pascals Sprachgebrauch erläutert wie die Gedanken des Philosophen durch die Herstellung problemgeschichtlicher Zusammenhänge historisch einordnet, indem er Pascals Auffassungen sowohl geistes- und begriffsgeschichtlich als auch systematisch analysiert, indem er sie sowohl mit zeitgenössischen Ansichten als auch mit Anschauungen älterer Theoretiker, bis auf die Antike zurückgehend, vergleicht. Sein Kommentar ist daher nicht nur für Pascals Denken – in den «Reflexionen» und darüber hinaus vor allem in den «Pensées», aber auch in den Provinzial-Briefen und den Schriften über die Gnade – erhellend, sondern er ist darüber hinaus eine Fundgrube von Hinweisen auf zeitgenössische Lösungsversuche in bezug auf die von Pascal berührten Probleme. Wenn man Schobingers Kommentar durch Vergleich mit einem anderen Werk der kommentierenden Literatur charakterisieren sollte, müsste man es E. Gilsons Kommentar zu Descartes' ‹Discours de la méthode› an die Seite stellen. Fast überflüssig zu sagen, dass dieser gründliche Kommentar auch über Register zu erschliessen ist. Hinweise zur Geschichte der kommentierten Texte bietet Schobinger ebenso wie eine Übersicht über die wichtigsten Daten von Pascals Leben.

In gewissem Sinne beginnt das Kommentieren schon beim Übersetzen. Dieses implizite Kommentieren hat Schobinger auf ein Minimum zu reduzieren gesucht, indem er so wortgetreu wie möglich übersetzte, ja sogar die Syntax des Originals zu respektieren suchte, selbst wenn hierbei sprachliche Härten im Deutschen in Kauf zu nehmen waren. Wenn Pascal zum Beispiel in bezug auf das Verhältnis der beiden von ihm zu Beginn der Abhandlung über den geometrischen Geist unterschiedenen Methoden erklärt: «Est bien plus de réussir à l'une qu'à l'autre ...», so übersetzt Schobinger: «Ist viel mehr in der einen als in der anderen erfolgreich zu sein ...», wo es möglich erscheint, freier und vielleicht gleichzeitig treffender zu sagen: «Es ist viel mehr, in der einen erfolgreich zu sein als in der anderen ...». Oder wenn – um nur noch ein Beispiel anzuführen – in Pascals Ankündigung, am Beispiel der Geometrie klar zu machen, was «Beweis» heisst, weil die Geometrie fast die einzige der Wissenschaften sei, die unfehlbare Beweise hervorbringe, die Wendung «qui est presque la seule des sciences humaines qui en produise d'infaillibles» mit «welche fast die einzige der menschlichen Wissenschaften ist, die davon (!) unfehlbare hervorbringt» wiedergegeben wird, so wirkt die Verwendung von «davon» wie ein Gallizismus. Es wäre aber unberechtigt, hier und an manchen anderen Stellen von Mängeln der Übersetzung zu

sprechen. Schobinger wollte sich offenbar vielmehr so weit als nur irgend möglich dem Original anpassen, um dieses so wenig wie möglich zu verfälschen. Die Übersetzung hat vor allem die Funktion, zum Verständnis des französischen Textes hinzuführen, den man bei der Lektüre der deutschen Fassung daher mitzuberücksichtigen hat.

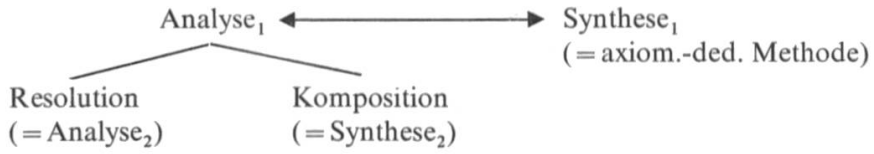
Auch der Kommentar ist durch das Bestreben geprägt, zu einem möglichst objektiven Verständnis des von Pascal intendierten Sinnes hinzuführen. Dieses im besten Wortsinn hermeneutische Vorgehen verbietet ein Rekonstruieren, an dessen Ergebnissen die überlieferten Philosopheme zu messen wären. Immer ist es in erster Linie Pascal, der spricht, und was im Kommentar ausgeführt wird, dient nur dazu, Pascals Worte verständlich (oder verständlicher) zu machen. Die Natur der Aufgabe bringt es mit sich, dass die kommentierenden Ausführungen bald kürzer gefasst sein können (wenn es z. B. um die Etymologie eines Ausdrucks geht), bald breiter angelegt sein müssen (wenn es z. B. um ein zentrales Problem geht). Wenn das letztere der Fall ist, bewältigt der Kommentator seine Aufgabe wiederholt durch Erörterungen, die den Charakter von weitgehend selbständigen Artikeln haben und deshalb auch für sich selbst genutzt werden können. Sie haben besonders grossen informatorischen Wert. Hierbei wird dem Benutzer des Kommentars die Orientierung dadurch erleichtert, dass zunächst stets die Gliederung grösserer Teile des Texts angedeutet und dann erst zu spezielleren Erläuterungen übergegangen wird.

Um die Besprechung des vorliegenden Werkes nicht zu einer Aufzählung von Vorzügen werden zu lassen, die jedem Benutzer des Werks ohnehin deutlich werden müssen, soll im folgenden versucht werden, durch einige, allerdings nur lose zusammenhängende, Überlegungen im Anschluss an wichtige Stellen des Kommentars zu zeigen, wie stark Schobingers Erörterungen die Reflexion auf die besprochenen Probleme anzuregen vermögen.

An erster Stelle verdienen die allgemeinen Überlegungen zur «geometrischen» Methode ins Auge gefasst zu werden, da sie im Kommentar einen ebenso breiten Raum einnehmen, wie sie für Pascals Ausführungen leitend sind. Im Zusammenhang mit dem Begriffspaar «Synthese» – «Analyse» weist Schobinger auf die im 17. Jahrhundert zum Teil noch vage Bedeutung des Ausdrucks «Analyse» hin und geht auf die Verwendung desselben bei Vieta, Descartes, Hobbes und den Autoren der Logik von Port-Royal ein, wobei er dazu neigt, «Analyse» mit «Resolution», sowie «Synthese» mit «Komposition» gleichzusetzen (vgl. S. 144ff.). Dies ist oftmals zutreffend, jedoch keineswegs in allen Fällen. Wenn «Synthese» die axiomatisch-deduktive Methode bezeichnen soll, dann pflegt «Analyse» als Gegenbegriff zu «Synthese» nicht als «Resolution» bestimmt zu werden. Die analytische Methode ist im Bereich der Mathematik ein Verfahren, bei dem ein Satz durch Zurückführung auf einen als wahr bereits zugestandenen Satz bewiesen

wird. Zum Beispiel würde $\sin^2\alpha + \cos^2\alpha = 1$ mit Hilfe der analytischen Methode dadurch bewiesen, dass dieser Satz auf $a^2 + b^2 = c^2$ zurückgeführt würde, wobei vorausgesetzt ist, dass der letztere akzeptiert sei. Nach der herkömmlichen Auffassung besteht nun der analytische Beweisgang aus zwei Schritten: dem Rückgang zum akzeptierten Satz oder der *Resolution* (bzw. Analyse i.e.S.) und der Ableitung des zu beweisenden Satzes aus dem akzeptierten Satze oder der *Komposition* (bzw. Synthese i.e.S.). Die Komposition wirkt hierbei reichlich überflüssig, wie L. Brunschvicg zu verstehen gab, wenn er ironisch meinte: «Mit vorgetäuschtem und bei so würdigen Gelehrten ein wenig komischem Erstaunen finden sie [scil. die Mathematiker, die sich der Analyse bedienen], indem sie ihren Weg nun in umgekehrter Richtung gehen, die Steinchen wieder, die sie vorher auf ihrem Weg ausgelegt hatten» (Ecrits philosophiques, I, Paris 1951, S. 17).

Die Zusammenhänge lassen sich demnach folgendermassen darstellen:



Sowohl Analyse wie Synthese sind als Methoden der Mathematik deduktive Verfahren. Der Unterschied zwischen Analyse$_1$ und Synthese$_1$ besteht darin, dass nur bei der letzteren die Prämissen der Ableitung den Charakter von Axiomen haben. Die Methode, mit der sich Pascal in erster Linie auseinandersetzte, ist die Synthese$_1$. Hieraus darf jedoch nicht gefolgert werden, dass sich die zeitgenössische Mathematik ausschliesslich dieser Methode bedient habe, die zwar als beste Methode galt, um Zustimmung zu bestimmten Theoremen zu erzwingen, der aber nicht der Charakter einer inventiven Methode zuerkannt wurde. Als methodus inveniendi galt lediglich die Analyse$_1$, d.h. die resolutiv-kompositive Methode, mit der sich z.B. der für die Entwicklung der analytischen Geometrie wichtige Mathematiker M. Ghetaldi in seinem Werk ‹De resolutione et compositione mathematica› (1630) auseinandersetzte. Seine Definition der Resolution (oder Analyse$_2$) ist, ebenso wie diejenige Vietas, von Pappus übernommen, der «Analyse$_2$» als «Weg von einem wie ein Gegebenes betrachteten Unbekannten zum Gegebenen durch geordnete Zusammenstellung der Konsequenzen» kennzeichnete. In der Synthese$_2$ oder Komposition gelangt man dagegen dadurch zur Konstruktion des Gesuchten, dass man das in der Analyse$_2$ (oder Resolution) als Letztes gewonnene Resultat zum Ausgangspunkt der Ableitung macht und die aus diesem hervorgehenden Konsequenzen der Natur des Problems gemäss ordnet. Pappus knüpfte bei diesen Kennzeichnungen wie die anderen griechischen Mathematiker an die Definitionen in Buch XIII von Euklids ‹Elementen› an. (Es kann allerdings nicht verschwiegen werden, dass gelegentlich ‹Resolution› auch

als Synonym von ‹Analyse$_1$› bzw. ‹Komposition› als Synonym von ‹Synthese$_1$› gebraucht wurde, so in Descartes' Erwiderung auf die Zweiten Einwände. Dies zeigt, wie recht Schobinger mit seiner Feststellung hat, dass es im 17. Jahrhundert einen strikt normierten Sprachgebrauch hinsichtlich der fraglichen Termini nicht gab.)

Obwohl sich Pascal auf die Synthese$_1$ konzentrierte, scheint er doch gelegentlich auch die analytische Methode des Beweisens «ex praeconcessis» zu berücksichtigen, so wenn er von notwendigen Folgerungen «aus den allgemeinen Prinzipien und den zugestandenen Wahrheiten» (vérités avouées) spricht (*R* 639f.; die Ziffer verweist auf die Zeilenzählung der vorliegenden Ausgabe der ‹Reflexionen›). Hierbei kommt auch dann eine vollkommene Überzeugung von der Wahrheit eines Satzes zustande, wenn die Voraussetzungen der Ableitung nicht evident, wohl aber als wahr akzeptiert sind. Denn «es ist unmöglich, dass sie nicht in die Seele aufgenommen werden, sobald man sie an diese Wahrheiten hat anschliessen können, die sie schon zugelassen hat» (*R* 643f.). Hier scheint auch die Analyse$_1$ als «geometrische» Methode anerkannt zu sein, was zur Folge hat, dass der «Geist der Geometrie» auch als «Geist» axiomatisierter Theorien aufgefasst werden kann.

Vielleicht empfiehlt es sich sogar, noch einen weiteren vom «geometrischen Geist» bestimmten Bereich in Betracht zu ziehen, und zwar im Sinne der Bedeutungserweiterung des Ausdrucks ‹Analyse›, die Schobinger selbst nahelegt, wenn er gelegentlich davon spricht (S. 149), dass in der Analyse Begründungszusammenhänge «anhand einer Kausalvorstellung» verdeutlicht werden. Da Kausalbeziehungen in der Mathematik offensichtlich keine Rolle spielen, kann hier nicht von einer mathematischen Methode die Rede sein. Tatsächlich wurde im 17. Jahrhundert auch die Methode der wissenschaftlichen Erklärung, namentlich innerhalb der Physik, als «Analyse» bezeichnet. Analog zur Unterscheidung zweier Phasen der Anwendung von Analyse$_1$ in der Mathematik wurde auch in bezug auf die realwissenschaftliche Analyse zwischen Resolution und Komposition unterschieden. So hat bekanntlich Galilei die Analyse als «resolutiv-kompositive Methode» charakterisiert. «Resolution» bedeutet hierbei «Formulierung von Erklärungsprinzipien mit Hilfe von Ausdrücken, die durch Zergliederung des Explanandums gewonnen wurden», und «Komposition» heisst «Ableitung des Explanandums aus den Erklärungsprinzipien». In ähnlichem Sinne hatte schon Galen, von dem die italienischen Aristoteliker des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit beeinflusst waren, von «doctrina resolutiva» und «doctrina compositiva» gesprochen. Der prinzipielle Unterschied von geometrischer und realwissenschaftlicher Analyse wurde im 17. Jahrhundert nicht immer klar genug gesehen, so dass auch in dieser Hinsicht Schobingers Hinweis auf die terminologische Vagheit der fraglichen Ausdrücke zutrifft. Gleichzeitig ermöglichte es diese

Vagheit, auch die Methode wissenschaftlicher Erklärung als «geometrisch» zu bezeichnen. Schliesslich erfasste der «geometrische Geist» im weiten Wortsinn, über die durch «Ordnung und Mass» charakterisierten Wissenschaften (wie Physik, Astronomie, Musiktheorie usw.) hinaus, auch Disziplinen, die es nicht mit quantifizierbaren Verhältnissen zu tun haben, wie z. B. die Psychologie und die Staatstheorie. So bemühte sich Spinoza, die Lehre von den Affekten more geometrico aufzubauen und von den menschlichen Lastern und Torheiten in derselben Weise zu sprechen wie von Linien, Ebenen und (geometrischen) Körpern (vgl. Eth. III, praef.). Und Hobbes war überzeugt, dass die Moral nur dadurch zu einer Wissenschaft werden könne, dass die für sie charakteristischen Beziehungen in derselben Weise behandelt würden wie die Grössenverhältnisse in der Geometrie (vgl. De cive, dedic.). (Selbstverständlich soll nicht geleugnet werden, dass die Synthese_1 in ausgezeichnetem Sinne als «geometrische» Methode galt. Vielen Theoretikern des 17. und teilweise auch noch des 18. Jahrhunderts stand als Ideal die Vorstellung einer axiomatisierten Wissenschaft, namentlich einer axiomatisierten Physik, letzten Endes einer axiomatisierten Universalwissenschaft vor Augen, so wie manche Philosophen von einer axiomatisierten und in diesem engeren Sinne «geometrischen» Metaphysik träumten.)

Pascal berührt gelegentlich die weitere Bedeutung von ‹geometrisch›, wenn er dieses Attribut nicht nur der Methode der Mathematik, sondern auch der Methode der Mechanik beilegt (vgl. *R* 264–266). Es verdient hervorgehoben zu werden, dass Schobinger einen gemeinsamen Zug der «geometrisch» verfahrenden Disziplinen – nämlich der Arithmetik, der Geometrie und der Mechanik –, die nach Pascal Teildisziplinen der «Geometrie» im umfassenden Sinne sind, in der Form ihres methodischen Vorgehens erblickt, die er folgendermassen beschreibt: «Sie setzen bei einem vorwissenschaftlichen, umgangssprachlichen Verständnis ihrer Gegenstandsbereiche an, vertiefen sich in dieselben und entdecken ihre Eigenschaften. Damit ist das beschreibende, erklärende oder deduzierende Vorgehen genannt und zugleich der Verzicht auf einen Versuch der Wesenserfassung ausgesprochen» (S. 293). Diese Kennzeichnung wird man viel eher auf die analytische (und in diesem weiten Sinne «geometrische») Methode realwissenschaftlicher Erklärung als auf die im engeren Sinne «geometrische» Methode axiomatisch-deduktiver Theorien zu beziehen haben.

Im Zusammenhang mit Pascals Konzeption der «geometrischen» Methode soll auf einen Umstand kurz reflektiert werden, der besonderes Interesse verdient: Pascal deutet in den ‹Reflexionen› an, dass es eine «geometrische» Idealmethode gebe; gleichzeitig aber räumt er deren Unrealisierbarkeit ein. Dies ist erstaunlich, ja befremdlich. Kein Wunder, dass sich der Kommentator mit diesem Widerspruch ausführlich auseinandersetzt. Auch für den Rezensenten liegt es nahe, auf die Konzeption der Idealmethode einzugehen.

Nach dieser Methode muss *jeder* Term definiert und *jeder* Satz bewiesen werden. Eine nach dieser Methode entwickelte Wissenschaft wäre offensichtlich ein Inbegriff von Sätzen, die ein deduktives System bilden und zugleich definitive Erkenntnis ausdrücken. Die so verstandene Wissenschaft wäre absolutes Wissen, wie ja im Rationalismus stets die Konsequenz naheliegt, das Wissen, namentlich das Wissen des Metaphysikers, als Teilhabe am göttlichen Wissen und damit selbst als in gewisser Weise göttliches Wissen aufzufassen. Dieser Konsequenz hat sich Pascal verschlossen. Mit der Feststellung, dass die Idealmethode nicht praktikabel und daher die ihr entsprechende ideale Wissenschaft nicht realisierbar ist, distanziert er sich gegenüber dem Rationalismus, von dem er sich durch den Gedanken der Idealmethode gleichzeitig doch als abhängig erweist.

Wie lässt sich die Entstehung des Widerspruchs, der zwischen der Auszeichnung dieser Methode als Idealmethode und der Einsicht ihrer Unanwendbarkeit besteht, deuten? Schobinger erwähnt (S. 183) H. Scholzens Vermutung, dass es Pascal auch hier um die Demütigung der selbstherrlichen Vernunft ging. Wenn der Kommentator, obwohl mit einem Vorbehalt, annimmt, Pascal habe möglicherweise gegen die Freidenker polemisieren wollen, dann scheint er im wesentlichen Scholzens Deutung, die sehr plausibel ist, zu übernehmen. Allerdings wird man im Hinblick auf Pascals Motive immer nur auf Vermutungen angewiesen sein. Unabhängig von irgendwelchen Annahmen über mögliche Motive Pascals darf aber festgestellt werden, dass in den Überlegungen zur Idealmethode die Problematik des Begründungsgedankens als solchen anzutreffen ist. Wenn man sich nämlich an der (für den herkömmlichen Rationalismus charakteristischen) Forderung der Letztbegründung wissenschaftlicher Behauptungen orientiert, dann gerät man in jene Situation, die H. Albert als «Münchhausentrilemma» bezeichnet hat, d.h. man hat nur die Wahl zwischen einem unendlichen Begründungsregress, dem Abbruch des Begründungsverfahrens und der Hinnahme eines Begründungszirkels. Pascal entschied sich für den scheinbaren Ausweg des Abbruchs des Begründungsverfahrens durch Auszeichnung gewisser Sätze, die einer weiteren Begründung weder fähig noch bedürftig sein sollen, weil sie den Charakter der Evidenz besitzen. Die damit gewonnene axiomatisch-deduktive Methode ist aber seiner ausdrücklichen Erklärung zufolge nicht mit der Idealmethode identisch. Sie stellt mithin sozusagen einen deuteros ploûs dar.

Der Einsicht in die Unrealisierbarkeit des Begründungspostulats entspricht bei Pascal die Einsicht in die Unerfüllbarkeit des Definitionspostulats, sofern dieses letztere im Rahmen der Idealmethode ebenso wie das erstere ohne Einschränkung aufgestellt wird. Von der Forderung, die Verwendung von Termen innerhalb einer Theorie definitorisch festzulegen, müssen gewisse Ausdrücke ausgenommen werden, die als Grundterme einer Definition nicht mehr bedürfen sollen, da sie natürlicherweise für alle Sprechenden gleiche Bedeutung haben.

Um diese Annahme würdigen zu können, muss geklärt werden, was Pascal unter «Bedeutung» verstand. Schobinger, der diese Aufgabe in seinem Kommentar bewältigt, konstatiert, dass Pascal nirgends systematisch eine Bedeutungstheorie entwickelt hat.

Die Ausführungen des Kommentars (vgl. S. 186ff.) machen deutlich, dass Pascal zwischen «Sinn» (bzw. «Bedeutung») und «Bezeichnung» unterschieden hat, wobei seiner Ansicht nach ein sprachliches Zeichen Bedeutung hat, wenn ihm eine (begriffliche) Vorstellung (eine «Idee») zugeordnet ist, während die Bezeichnung eine Relation zwischen dem Ausdruck und dem entsprechenden Ding darstellt. Wäre das Pascals Auffassung, dann könnte es für ihn Ausdrücke geben, die einen Sinn haben, ohne etwas zu bezeichnen. Er hätte sich dann nicht primär auf die Referenztheorie der Bedeutung gestützt, sondern eher die Ansicht vertreten, dass ein Ausdruck durch Verbindung mit dem zugehörigen Begriff Bedeutung hat. Welche der beiden Auffassungen die dominierende ist, lässt sich nach den Ausführungen des Kommentars nicht entscheiden (vgl. S. 190).

Wenn es bei Pascal keine einheitliche Theorie der Bedeutung gibt, dann ist es schwierig oder gar unmöglich, definitiv zu klären, was mit der Behauptung einer *natürlichen* Bedeutung gewisser Terme gemeint ist, d. h. es lässt sich nicht endgültig entscheiden, ob die Grundterme deshalb für alle Sprechenden dasselbe bedeuten, weil die von ihnen bezeichneten Sachverhalte, nämlich «Raum», «Zeit», «Zahl», «Gleichheit», «Bewegung», «Sein» usw. allgemein einsichtig sind, oder ob ihre vorgeblich einheitliche Bedeutung ihren Grund in («eingeborenen») Begriffen hat, über die alle sprechenden Subjekte verfügen. Tatsächlich gibt es in den ‹Reflexionen› ebenso Äusserungen, die in die eine, wie solche, die in die andere Richtung weisen. Die Referenztheorie der Bedeutung, derzufolge «Bedeutung» bestimmt wird als «rapport entre le nom et la chose» (*R* 179), scheint vorzuherrschen, wenn die Einheitlichkeit der Bedeutung der Grundterme auf die Einfachheit des entsprechenden Sachverhalts zurückgeführt wird; die Begriffstheorie der Bedeutung dürfte dagegen in Frage kommen, wenn zur Erklärung der intersubjektiven Allgemeinheit von Bedeutungen auf höchstgradige Evidenz (*R* 272) rekurriert wird, denn hier kann nur die Evidenz der den Ausdrücken zugeordneten Begriffe gemeint sein, sind doch die Ausdrücke als solche nicht evident.

Gelegentlich nähert sich Pascal einer anderen Auffassung der Bedeutung, die Wittgensteins Ansicht vorwegzunehmen scheint, derzufolge die Bedeutung eines Ausdrucks zu kennen, soviel heisst, wie die Regeln seiner Anwendung zu kennen. Ein Hinweis auf diese Auffassung könnte in der Bemerkung erblickt werden, dass die Grundterme für die, welche die Sprache verstehen, ihre Gegenstände so natürlich bezeichnen, dass jeder Versuch einer Klärung nur eine Verdunkelung bewirken würde (vgl. *R* 138–141). Demgemäss würde Pascals Feststellung, dass «die Natur» die Bedeutung gewisser Ausdrücke bedinge, im Sinne der Zurück-

führung gewisser Wortbedeutungen auf den allgemein üblichen Sprachgebrauch zu interpretieren sein. Dies ist mit einer gewissen Verwendungsweise des Ausdrucks ‹Natur› bei Pascal durchaus vereinbar. Dieser Ausdruck kommt nämlich – wie Schobinger S. 237ff. ausführlich zeigt – bei Pascal nicht nur in metaphysischer Bedeutung vor, sondern heisst auch soviel wie «Gewohnheit», «Gepflogenheit» o.ä. Da «Natur» im Sinne von «auf Gewohnheit beruhende Verhaltensweisen» nichts absolut Konstantes bedeutet, müsste nach der zuletzt angedeuteten Auffassung auch die prinzipielle Variabilität der Bedeutung von Grundtermen eingeräumt werden bzw. das Grundvokabular selbst hätte – ungeachtet seiner relativen Konstanz – als prinzipiell variabel zu gelten. Wenn Schobinger die (von Pascal selbst nicht ausdrücklich vorgenommene) «Gleichsetzung der als nature oder lumière naturelle angesprochenen Instanz mit der Totalität der Grundworte, d.h. der Grundwortsprache» (S. 258) erwägt, dann dürfte das mit der soeben angedeuteten Auffassung der Bedeutung – und nur mit ihr – verträglich sein.

Mit grosser Eindringlichkeit arbeitet Schobinger das Motiv der «Mitte» in Pascals Denken heraus, indem er ihm nicht nur in den ‹Reflexionen›, sondern auch in den ‹Pensées›, in denen es bekantlich eine besonders grosse Rolle spielt, nachgeht. Zu dem Gedanken der ‹Pensées›, dass der Mensch ein Mittleres zwischen dem All und dem Nichts sei, kommt in den ‹Reflexionen› die These hinzu, dass die «geometrische» Methode ein Mittleres zwischen der (unrealisierbaren) Idealmethode und einem absolut unmethodischen Vorgehen sei. Einleuchtend parallelisiert Schobinger diese beiden methodologischen Extreme mit den extremen erkenntnistheoretischen Postitionen des Dogmatismus und der Skepsis.

Der Gedanke der «Mitte» spielt auch innerhalb der «geometrisch» verfahrenden Wissenschaften eine Rolle, sofern alle endlichen Grössen ein Mittleres zwischen dem unendlich Grossen und dem unendlich Kleinen darstellen. Die Erörterung der Pascalschen Lehre von den beiden Unendlichkeiten ist ein besonders eindrucksvolles Beispiel für die glückliche Kombination von systematischen und historischen Analysen in Schobingers Kommentar. Hier kann wieder nur der eine oder der andere Punkt herausgegriffen und kurz beleuchtet werden. So verdient hervorgehobenen zu werden, dass, wie Schobinger zeigt, dem Ausdruck ‹unendlich› bei Pascal eine Zweideutigkeit anhaftet, sofern er bald die indefinite Unendlichkeit (als unbeschränkte Möglichkeit der Vermehrung oder Verminderung), bald die unendliche Vielheit bezeichnet, ohne dass der Philosoph die beiden Bedeutungsvarianten scharf getrennt hätte. In bezug auf das unendlich Viele drängt sich natürlich sogleich die Frage auf, ob hier das aktual Unendliche gemeint sei, wie Leibniz im Hinblick auf die Ausführungen über die beiden Unendlichkeiten in den ‹Pensées› meinte (vgl. hierzu den Kommentar S. 317). Schobinger selbst vermeidet angesichts dieser Frage – vermutlich mit voller Absicht – jede ausdrückliche Stellungnahme. Der Grund seiner Zurückhaltung dürfte in der

Tatsache liegen, dass der Begriff des aktual Unendlichen in den ‹Reflexionen› nicht verwendet wird und dass der Kommentar auf Grund der leitenden Interpretationsprinzipien nicht den Charakter einer Rekonstruktion haben kann. An einer Stelle scheint er jedoch Pascal den Gedanken des aktual Unendlichen zuzuschreiben, sofern er aus der Tatsache, dass quantitative Bestimmungen endlos vermehrbar sind, folgert, dass das so Bestimmte (d.i. die raum-zeitliche Wirklichkeit) selbst «ohne Schranken» sei (vgl. S. 310f.). (Zugunsten der Annahme, dass Pascal wirklich, wie Leibniz vermutete, das aktual Unendliche im Auge hatte, könnte folgendermassen argumentiert werden: Wenn Pascal erklärt, alle endlichen Raum-, Zeit-, Zahl- und Bewegungsgrössen stünden, weil es bei ihnen stets ein Mehr und ein Weniger gebe, zwischen dem Nichts und dem Unendlichen, und gleichzeitig betont, dass sie von diesen Extremen immer unendlich weit entfernt seien, so scheint nur das aktual Unendliche gemeint sein zu können. Nur dieses kann nämlich als «absolute Schranke» (vgl. S. 320) fungieren, nicht aber das unendlich Viele im Sinne des indefinit Unendlichen, so wie andererseits nur das Nichts, nicht das (indefinit) unendlich Kleine den Charakter einer absoluten Schranke der Teilbarkeit haben kann.)

Auf Schobingers Erörterung der in der zweiten Abhandlung der ‹Reflexionen›, die der Kunst zu überzeugen gewidmet ist, behandelten Themen kann hier aus Raumgründen nicht eingegangen werden. Es muss genügen, ganz allgemein festzustellen, dass Schobinger mit eindrucksvoller Deutlichkeit die Motive herausarbeitet, die Pascal zur Ablehnung der Rhetorik veranlassten. Nach Ansicht des Philosophen ist Überzeugung nur mit Hilfe der «geometrischen» Methode, nicht mit den Mitteln der Rhetorik zu bewirken. Die Rhetorik wird aber nicht ohne Prüfung beiseite gestellt. Pascal ging, wie Schobinger zeigt, zunächst von einem weiten Begriff der Überredungskunst aus, um schliesslich das Resultat zu gewinnen, dass diese Kunst nicht im Sinne einer Kunstlehre, die auf präzisen Regeln beruht, entwickelt werden kann, welcher Umstand die negative Bewertung der Rhetorik veranlasst. In dieser Abwertung der Rhetorik sieht Schobinger den Abschluss einer Entwicklung, der die Rhetorik in der Neuzeit unterworfen war. Seine Ausführungen zu dieser Entwicklung eröffnen interessante Durchblicke und bilden gleichsam eine geschlossene Abhandlung (S. 375–385), die ein schönes Beispiel für Schobingers eindringliche und zugleich umfassende Art des Kommentierens aus dem entwicklungsgeschichtlichen Kontext darstellt.

Die Eigenart von Schobingers Methode der Interpretation zeigt sich besonders deutlich dort, wo Pascals Text Paradoxien oder gar Widersprüche aufweist. In diesen Fällen ist der Kommentator bemüht, die Widersprüche als nur scheinbare darzustellen. Dies ist z. B. der Fall angesichts von Pascals überraschender Leugnung der Möglichkeit unmittelbarer Wahrheitserkenntnis (*R* 356f.), die in offenkundigem Gegensatz zu seiner Annahme evidenter, d.i. unmittelbar einsichtiger

Axiome steht. Schobinger reduziert die Bedeutung dieser Äusserung, indem er auf ihre isolierte Stellung innerhalb der ‹Reflexionen› und auf ihre Wirkungslosigkeit im Hinblick auf deren Resultate hinweist. Vor allem muss, wie er betont, auf die hinter jener Äusserung stehende Intention des Philosophen geachtet werden. Tut man dies, so wird klar, dass es hier nicht um die Fähigkeit unmittelbarer Wahrheitserkenntnis überhaupt, sondern lediglich um die Fähigkeit geht, die Wahrheit in bezug auf unbegreifliche Sachverhalte zu bestimmen. Dies gelingt nach Pascal niemals in unmittelbarer, sondern bestenfalls in indirekter Weise. Auf die leitende Intention muss auch zurückgegangen werden, wenn eine befriedigende Interpretation der gelegentlich von Pascal angedeuteten Relativierung des Werts der Mathematik (vgl. *R* 564ff.) gefunden werden soll. Im Gegensatz zu der die ‹Reflexionen› im allgemeinen charakterisierenden positiven Einschätzung der Mathematik wird Pascal angesichts der beiden Unendlichkeiten zu Überlegungen geführt, die seiner Überzeugung nach mehr Wert haben als die gesamte übrige Geometrie bzw. Mathematik. Parallelen zu dieser Stellungnahme gibt es in den ‹Pensées›. Im Hintergrund steht immer, wie Schobinger zeigt, der Gedanke, dass es nicht angeht, «das Menschsein mit dem wissenschaftlichen Wissen und Können zu identifizieren» (S. 371). Der Mensch ist m.a.W. nicht nur rationales Subjekt, sondern wesentlich mehr, – namentlich ein auf den Glauben und auf die Gnade angewiesenes Geschöpf. Da Gedanken dieser Art in den ‹Reflexionen› nur am Rande vorkommen, dagegen in den ‹Pensées› und den ‹Schriften über die Gnade› im Vordergrund stehen, werden die fraglichen Passagen der erstgenannten Schrift nur im Lichte des weiteren Zusammenhangs von Pascals Denken, wie es sich insbesondere in den an zweiter Stelle genannten Schriften manifestiert, so gedeutet werden können, dass der Philosoph vom Vorwurf der Inkonsistenz entlastet werden kann. Bei Deutungen dieser Art zeigt sich besonders deutlich, wie souverän Schobinger die hermeneutische Methode anzuwenden versteht.

Zum Abschluss soll in aller Kürze auf die historische Bedeutung der Idee des «mos geometricus», als dessen Analytiker sich Pascal in den ‹Reflexionen› darstellt, hingewiesen werden. Die Hoffnung mancher Theoretiker des 17. Jahrhunderts, die «geometrische» Methode im engeren Sinne des axiomatisch-deduktiven Vorgehens, die in der Mathematik und Logik eine so grosse Rolle spielen sollte, auch in der Philosophie und namentlich in der Metaphysik zur Geltung bringen zu können, hat sich nicht erfüllt und konnte sich, wie vom Standpunkt der Transzendentalphilosophie aus klar wird, nicht erfüllen. Die grossen metaphysischen Konzeptionen der klassischen neuzeitlichen Philosophie wurden nicht mit Hilfe der synthetischen, sondern der analytischen Methode gewonnen, von der Pascal in den einleitenden Bemerkungen der Abhandlung über den geometrischen Geist erklärt, dass er sich mit ihr nicht auseinandersetzen wolle, so grossen

Respekt er ihr gegenüber auch hegt. Der analytischen Methode bediente sich Descartes in den ‹Meditationen›, in denen die metaphysischen Prinzipien dadurch gewonnen werden, dass nach den Bedingungen der Möglichkeit des Zweifelns bzw. des Denkens im allgemeinen gefragt wird. Mit Hilfe der analytischen Methode schuf Spinoza im Traktat ‹De intellectus emendatione› die Voraussetzungen für die Formulierung der Axiome, auf denen seine ‹Ethica ordine geometrico demonstrata› beruht. Und die transzendentalphilosophische Methode Kants und der späteren Vertreter der Transzendentalphilosophie ist keine andere als die analytische Methode, angewendet auf die Theorie der Erfahrung. Pascal hat somit nicht die zeitgenössische Methode der Metaphysik (oder anderer Teildisziplinen der Philosophie, wie der Ethik oder der Rechtsphilosophie), sondern nur die der Mathematik bzw. der axiomatischen Wissenschaften im allgemeinen anregen können, weshalb es gerechtfertigt ist, die von ihm erörterte Methode mit H. Scholz schlechthin als die «mathematische» zu bezeichnen. Was er in dieser Hinsicht geleistet hat, ist eindrucksvoll, so dass die ‹Reflexionen› als ein Meilenstein des Entwicklungsgangs der Methodologie, insbesondere zwischen Descartes und Leibniz, angesehen werden müssen. Den Sinn der Pascalschen Methodenreflexion in eindringlichen Analysen erschlossen und deren wissenschaftsgeschichtliche wie systematische Bedeutung klar herausgearbeitet zu haben, ist das Verdienst von Schobingers Kommentar, um den niemand mehr herumkommen wird, der sich mit der «geometrischen» Methode auseinandersetzen will.